

dtv

Nina, die mit 15 Jahren gebissen wurde und seither als Vampirin ihr Dasein fristet, hasst ihr Leben, in dem sie sich (wenn's denn bloß ginge!) zu Tode langweilt, und sie hasst die Selbsthilfegruppe für abstinente Vampire, die sie einmal wöchentlich besuchen muss. Und das wird voraussichtlich – nun ja – ewig so bleiben. Doch eines Tages kommt Bewegung in die blutleere Bande: Casimir, der Blutdurstigste der Selbsthilfegruppe, wird tot aufgefunden. Nun ist es an Nina und ihren Freunden, den Vampirmörder zu stellen, und eine atemlose Jagd im Schutze der Nacht beginnt ...

»Jinks zieht alle Vampirklichees durch den Kakao – witzig, schwarzhumorig, skurril und amüsant.« (Stefan Hauck im ›Buchjournal‹)

Catherine Jinks wurde 1963 in Brisbane, Australien, geboren. Sie studierte Geschichte in Sydney, wo sie auch heute mit ihrem Mann und ihrer Tochter lebt. Sie schreibt für Erwachsene und Jugendliche und wurde bereits mit mehreren Preisen ausgezeichnet.

Catherine Jinks

Blutsbande



Bekenntnisse einer Vampirin

Roman

Deutsch von
Christa Broermann

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2009 Catherine Jinks

Titel der australischen Originalausgabe: ›The Reformed Vampire Support Group‹
(Allen & Unwin, Crows Nest)

© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Kate Forrester (The Artworks)

Satz: Kösel, Krugzell

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21355-4

*Für Claire Haywood –
Dein Rat hat mich auf die richtige Spur gesetzt.*



NINA STECKTE FEST. Sie wusste nicht, wie sie weiterschreiben sollte.

Bis hierher war ihr jugendlicher Gefangener von zwei Gangstern, bewaffnet mit einem Revolver und einem Schlachtermesser, in einen Kühlraum gezerrt worden. Aber Zadia Bloodstone erwartete sie schon. Sie hing kopfunter an einem Fleischerhaken, war in ein langes schwarzes Cape gehüllt und von einer dünnen Eisschicht bedeckt. Sie sah aus wie eine harmlose Rinderhälfte. Erst als sie die Arme ausbreitete, offenbarte das Knistern des brechenden Eises ihre Anwesenheit.

Peng-peng! Zwei Kugeln schlugen prompt in ihren Brustkorb ein. Aber Kugeln machten Zadia nichts aus, weil sich ihre inneren Organe blitzartig regenerieren konnten. Mit einem Salto sprang sie zu Boden, glitt auf den größeren Gangster zu und trat ihm den Revolver aus der Hand. Dann wirbelte sie herum und wehrte seinen Komplizen ab. Sekundenschnell waren die beiden Verbrecher bewusstlos geschlagen – aber eine sehr wichtige Frage blieb offen.

Was tat jetzt der gerettete Junge?

Selbstverständlich war er dankbar. Vielleicht sogar hingerissen von Zadias makellosem Gesicht und ihrer traumhaften Figur. Aber wenn er sah, wie sie den Gangstern die Zähne in den Hals schlug, würde er natürlich Angst bekommen. Er würde sofort erkennen, dass sie ein Vampir war, und zur Tür stürzen. Denn er wusste noch nicht, dass Zadia heroisch das Böse bekämpfte und nur üble Schurken aussaugte.

Nina kaute auf einer Haarsträhne herum und dachte heftig nach. Sie war mitten in Kapitel acht. Ihr Zimmer war nur vom



Leuchten des Computerbildschirms erhellt, sodass ihr Messingbettgestell, die indischen Kissen und die Lavalampe im Dämmerlicht kaum zu sehen waren. An der Wand hing ein Poster von David Bowie, dessen Ecken sich schon einrollten. Ein kleines Bücherregal enthielt zahlreiche Exemplare von *Youngblood* (Band zwei der *Bloodstone-Chronik*) von jemandem namens N. E. Harris.

Auf dem Umschlag von *Youngblood* prangte ein junges, geschmeidiges Glamourgirl mit weißer Haut, schwarzem Haar und rubinroten Lippen. Sie trug hochhackige Schuhe und viel schwarzes Leder, dazu einen Patronengurt. Ihre Eckzähne waren lang und spitz, aber sie war trotzdem von blendender Schönheit. Mit wehendem schwarzem Cape sprang sie von Dach zu Dach.

»Nina!«, rief jemand aus dem Flur. Nina antwortete nicht. Sie starrte ohne einen Lidschlag auf den Bildschirm und kaute weiter auf ihren Haaren herum, die dick und schwarz waren und einen plumpen, altmodischen Schnitt hatten, der nicht zu ihrem mageren Gesicht passte.

Schließlich fand sie, es sei Zeit, dass Zadia mit dem Jungen Freundschaft schloss.

Zadia zögerte, schrieb Nina, hin- und hergerissen zwischen dem Verlangen, die Bösen zu bestrafen, und dem Wunsch, den hochgewachsenen, blassen, hübschen Jungen mit den großen braunen Augen zu beruhigen.

»Nina!«, rief eine ferne Stimme wieder. Nina ignorierte sie und löschte das Wort »blassen«. Ihre Hände auf der Tastatur sahen aus wie Hühnerfüße, ganz schuppig und trocken. Ihre Haut war weiß wie eine Made und ihre Beine waren so dünn, dass sich die Strumpfhose an den Knien ringelte. Ihre Stiefel hatten flache Absätze.

»Nina!« Die Tür flog auf und eine alte Frau in einem wattierten Nylonmorgenmantel kam herein. »Bist du denn taub? Father Ramón ist draußen – willst du ihn warten lassen?«

Nina seufzte. Mit trägen Bewegungen klappte sie ihren Laptop zu. »Ich komm ja schon«, murmelte sie.



»Geht's dir nicht gut?«, erkundigte sich die alte Frau. Ihr heiseres Krächzen und die gelben Fingerspitzen verrieten, dass sie eine chronische Raucherin war. Ihr Haar wirkte wie ein Wust von zerfaserter Stahlwolle, und ihr scharlachroter Lippenstift franste um den Mund herum aus. »Wenn dir übel ist«, sagte sie, »solltest du lieber nicht gehen.«

»Mir ist nicht übel, Mum. Mir geht's gut.«

»Das sagst du immer, und es stimmt nie. Hast du Kopfschmerzen?«

»Nein!«

»Und dein Magen?«

Nina antwortete nicht. Stattdessen stand sie auf und griff nach ihrer Sonnenbrille, die sich das Durcheinander auf dem Schreibtisch mit ihrem Lieblingsstein, einem Stapel uralter Vampir-Comics und einer Basketball-Trophäe teilte, die die »Junior Regional Inter-School Champions« 1971 bekommen hatten. An eine Pinnwand über der Schreibtischlampe waren mehrere verblichene Fotos von lachenden jungen Mädchen geheftet. Falls Nina unter den Mädchen war, erkannte man das nicht auf Anhieb. Sie sahen so frisch und glatt aus und hatten so strahlende Augen, als gehörten sie einer ganz anderen Spezies an.

»Ist dir übel?«, bohrte ihre Mutter nach. »Dir ist bestimmt übel.«

»Alles okay. Es ist nichts«, sagte Nina auf dem Weg aus dem Zimmer. Das war natürlich gelogen. Es war immer etwas.

Und ihre Mutter wusste das.

»Wenn dir schlecht wird, kommst du bitte sofort nach Hause«, mahnte die alte Frau, als sie gemeinsam die schmale Holzterrasse hinuntergingen. »Dave macht es nichts aus, dich früher nach Hause zu bringen. Und warte nicht wieder bis zur letzten Minute. Dave freut sich bestimmt nicht, wenn du seine Schonbezüge aus Schaffell noch mal vollspuckst ...«

Nina zuckte zusammen. Es stimmte. Sie hatte Daves kostbare Schonbezüge ruiniert. War es da ein Wunder, dass er ihr nicht



gerade die Tür einrannte? Und war es ein Wunder, dass sie so viel Zeit in fantasierten Kühlräumen verbrachte, in Gesellschaft der schicken und kraftvollen Zadia Bloodstone? Wenigstens gab es in Zadias Welt keine unkontrollierbaren Brechanfälle.

Nina zog die schwere Haustür auf. Draußen wurde die Dunkelheit nur vom sanften Schein einer nahen Straßenlaterne gemildert, Sterne waren wie Pailletten über den kohlschwarzen Himmel verstreut. Dennoch hatte Nina bereits ihre Sonnenbrille aufgesetzt, ein großes, schwarzes, seitlich gut abschließendes Monstrum, das ihr schmales Gesicht noch kleiner wirken ließ ...



Wisst ihr was? Das funktioniert nicht. Ich kann nicht über mich selbst genauso schreiben wie über Zadia. Das verwirrt mich. Gleich bringe ich alles durcheinander und fange an, mich Sachen machen zu lassen, die ich in Wirklichkeit gar nicht kann. Mich in eine Fledermaus verwandeln, zum Beispiel. Zadia kann das, aber ich nicht. Niemand kann das.

Die ungeschminkte Wahrheit ist, dass ich überhaupt nicht viel kann. Das ist Teil des Problems. Vampire sind ja angeblich so bildschön und kraftvoll, aber ich sage euch hier und jetzt, dass ein Vampir *nichts* dergleichen ist. Kein bisschen. Vielmehr ist Vampirsein so ähnlich, als müsse man wegen Grippe zu Hause bleiben und schlechte Vorabendserien im Fernsehen anschauen, für immer und ewig.

Wenn es einfach wäre, ein Vampir zu sein, bräuchte es die Selbsthilfegruppe für abstinenten Vampire gar nicht zu geben.

Also, ich ging just an jenem Abend zu einem Treffen dieser Gruppe. Father Ramón war mich abholen gekommen. Es war ein Dienstag, denn unsere Treffen finden immer dienstags statt, um 21.30 Uhr im Versammlungsraum von St. Agatha. Und falls ihr euch fragt, warum ich nicht selbst hinfuhr ... nun, das ist eines meiner vielen Probleme. Ich sehe nämlich immer noch wie fünfzehn aus. Ich *bin* im Grunde noch fünfzehn, weil ich aufgehört



habe zu altern, seit ich 1973 infiziert wurde. Daher würde ich hinter einem Lenkrad viel zu sehr auffallen. (Außerdem hat Mum kein Auto.)

Und die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel hat Sanford Plackett uns untersagt. Er untersagt uns ständig Dinge. Man könnte meinen, er sei unser Herr und Meister, so wie er sich auführt. Er hat uns zum Beispiel allen verboten, in Bussen und Bahnen in Sydney herumzufahren, damit wir nicht in Situationen geraten, die Father Ramón wahrscheinlich als »Gelegenheit zur Sünde« bezeichnen würde. Ich schätze, Sanford hat Angst, dass wir auf einen blutenden Drogensüchtigen stoßen könnten, der auf einem Bahnsteig herumliegt, und uns nicht verkneifen können zuzubeißen.

»Du glaubst, du wirst nie der Versuchung erliegen«, sagte er einmal zu mir, »weil du dich nicht mit deiner wahren Natur abfinden kannst. Du weigerst dich, dir einzugestehen, dass du wirklich ein Vampir bist, mit den Schwächen eines Vampirs. Aber du bist es, Nina. Wir alle sind es. Deshalb müssen wir vorsichtig sein.«

Und vorsichtig sein bedeutet auch, kein Taxi zu nehmen. Laut Sanford ist es zu gefährlich. Auf den entblößten Nacken eines Taxifahrers zu starren wäre für die meisten von uns sicher sehr stressig – vor allem, wenn vorher jemand die Sitze mit Blut befleckt hat. Sanford besteht auch darauf, dass niemand von unserer Gruppe allein durch die Straßen streift. Wir hätten keine Chance gegen die Betrunkenen und Süchtigen und Straßenräuber, die sich dort herumtreiben. Sanford meint, wir sollen uns an seine Ratschläge halten, weil er schon so lange da ist und so viel Erfahrung hat. Außerdem meint er, dass Father Ramón, obwohl er unsere Gruppe ermöglicht, sogar als Priester mit therapeutischer Erfahrung nicht der *Leiter* der Gruppe sein kann. Dafür müsste er selbst ein Vampir sein.

Sanford hat eine Menge Meinungen, das sage ich euch. Und er hat nie Hemmungen, sie zum Besten zu geben, gefragt oder ungefragt.



Er saß schon auf dem Beifahrersitz, als ich nach draußen kam. Er kann nämlich auch nicht fahren. Leute, die vor dem Ersten Weltkrieg aufgewachsen sind, können das fast nie – damals hatten nicht einmal Ärzte wie Sanford ein eigenes Auto. Und jetzt noch fahren zu lernen, kann er nicht riskieren. Niemand von uns kann das. Denn dafür müssten wir uns dem prüfenden Blick der Behörden aussetzen, den man auf alle Fälle meiden muss, wenn man einen gefälschten Personalausweis mit sich herumträgt. Die meisten Vampire, die ich kenne, haben ihre Identität mindestens einmal gewechselt und Sanford sogar schon zweimal, weil er nicht so alt aussieht, wie er ist. Trotz seines fast blanken Schädels und seines gestutzten Schnurrbarts, trotz seiner Vorliebe für dreiteilige Anzüge und Taschenuhren würdet ihr niemals erraten, dass er schon hundertvierzig Jahre alt ist. Aber das ist er. Und allein die Tatsache, dass er nicht schon zwei Meter unter der Erde liegt, macht ihn verdächtig. Damit unterscheidet er sich nicht vom Rest unserer Gruppe – lauter Leute, die ein riskantes Leben führen, unter falschem Namen und mit gefälschten Papieren.

Das ist wirklich lästig, glaubt mir.

»Hallo, Nina«, sagte er, als ich auf den Rücksitz des wartenden Nissan Pulsar kletterte.

»Hallo, Sanford.«

»Wie geht's Ihnen, Nina?«, fragte Father Ramón und fuhr los.

»Ach, wie schon. Mir ist schlecht. Wie üblich.«

Ich wollte nicht zu viel jammern, denn das tun Vampire ständig. Sie jammern in einem fort. Aber ich hätte mir die Rücksicht sparen können. Statt meiner jammerte jetzt Gladys.

»Ich wette, dir ist nicht so übel wie mir gestern Abend«, sagte sie und rückte ein Stück, um mir Platz zu machen. »Ich habe versucht, meine Ferienwohnung zu verkaufen, und habe das ganze Telefon vollgespuckt. Mindestens eine Tasse voll Blut. Kaum war es drunten, kam es gleich wieder hoch. Der Verkauf ging natürlich schief. Nicht wahr, Bridget?«



»Oh ja«, sagte Bridget, die strickte. Bridget strickt immer. Sie war zweiundachtzig, als sie infiziert wurde, deswegen kann sie sonst nicht mehr viel machen. Selbst eine Treppe hinaufzugehen kann für Bridget ein Problem sein, wegen ihrer Hüftgelenke.

Nur eines ist schlimmer, als ein Vampir zu sein – ein alter Vampir mit kaputten Hüften zu sein.

»Hast du deine Enzyme genommen, Gladys?«, fragte Sanford vom Vordersitz her. Er verrenkte den Hals, damit er sie anschauen konnte. »Jeden Morgen, ehe du ins Bett gehst?«

»Ja, natürlich!«

»Und wie steht es mit anderen Mitteln? Hast du wieder dieses Kräutergetränk getrunken?«

»Nein!«, rief Gladys ganz entrüstet, dabei war die Frage völlig gerechtfertigt. Gladys riecht immer seltsam, wie ein Hippie, weil sie ihre unzähligen Gesundheitsprobleme mit Wunder wirkenden neuen Ölen oder Übungen oder Meditationstechniken bekämpft. Sie sieht sogar wie ein Hippie aus, mit ihren Halsketten und Schals und den langen, fließenden Röcken. Da sie schon 1908 infiziert wurde, erträgt sie es nicht, ihre Beine zu zeigen. So was tat eine Dame in den alten Zeiten nicht, und Gladys betrachtet sich gern als Dame – auch wenn sie tatsächlich ein gewöhnliches Straßenmädchen war. Sie betrachtet sich auch gern als *junge* Dame, weil sie erst vierundzwanzig war, als sie infiziert wurde, dabei redet sie von nichts anderem als ihrer Verdauung, ihren Füßen und ihren Gelenkschmerzen. Ich sag's euch, sie ist etwa so jung wie ein versteinertes Dinosaurierei.

»Ich habe noch nicht einmal Duftkerzen angezündet«, sagte sie weinerlich, »und trotzdem geht der Ausschlag nicht weg, von dem ich euch erzählt habe. Der am Bauch.«

»Das könnte eine Abwehrreaktion gegen die Nahrungsergänzungsmittel sein«, überlegte Sanford. »Vielleicht könnte ich die Dosierung ein bisschen ändern. Hast du auch Schwindelanfälle gehabt?«

»Ja! Heute Morgen!«



»Und Kopfschmerzen?«

»Seit letzter Woche nicht mehr. Aber neulich fiel mir im Bad ein Fußnagel aus ...«

An dieser Stelle konnte ich mich nicht mehr beherrschen. »Hey! Ich habe eine Idee!«, knurrte ich. »Reden wir doch zur Abwechslung alle mal über unsere Allergien! Das wird lustig!«

Eine lange Pause trat ein. Father Ramón schaute in den Rückspiegel und warf mir einen jener tadelnden und zugleich verständnisvollen Blicke zu, die seine Spezialität sind. Sanford schnupfte. Gladys zog ein finsternes Gesicht.

»Und worüber würdest *du* gerne reden?«, fragte sie spitz. »Was hast *du* in letzter Zeit Tolles gemacht? Dir die Wiederholung von *Buffy* angeschaut?«

»Ich habe an meinem Buch geschrieben«, sagte ich, obwohl ich genau wusste, welche Reaktion das ernten würde. Und als Sanford kurz die Sonnenbrille abnahm, um seinen Nasenrücken zu massieren, wappnete ich mich gegen den üblichen Quatsch, ich würde alle einem Risiko aussetzen (dabei schreibe ich unter Pseudonym und wickle alle Korrespondenz über ein Postfach ab).

»Ja, ja, ich weiß, was ihr von meinen Büchern haltet«, fügte ich hinzu, ehe Sanford loslegen konnte. »Schenkt mir die Predigt – die hab ich schon zimal gehört.«

»Sie sind nicht gut für uns, Nina«, antwortete er. »Die Leute haben schon genug Angst. Du machst die Sache nur noch schlimmer.«

»Zadia macht niemandem Angst, Sanford. Sie bekommt Fan-Post. Sie ist eine *Heldin*.«

»Sie ist ein Symbol für deine Flucht aus der Wirklichkeit.« Das war einer von Sanfords Lieblingssätzen. Schon seit mindestens fünfundzwanzig Jahren hält er mir vor, dass ich im Trauerzyklus nach Elisabeth Kübler-Ross im Stadium der »Ablehnung« feststecke (statt die Stadien der »Wut«, des »Verhandelns«, der »Depression« und der »Akzeptanz« zu durchlaufen), weil ich mich weigere, meine wahre Identität als Vampir anzunehmen.



»Du stehst unter dem Zwang, Vampire mit einer ganzen Batterie übermenschlicher Fähigkeiten auszustatten«, sagte er mit Bezug auf Zadia Bloodstone, »nur damit du dir sagen kannst, dass du nicht wirklich ein Vampir bist. Du lebst in einer Traumwelt, Nina.«

»Nein, *du* lebst in einer Traumwelt.« Ich rang um meine Fassung. »Du redest mit mir, als sei ich noch immer ein Kind, dabei bin ich *einundfünfzig* Jahre alt. Ist dir klar, wie mich das anödet?«

Natürlich war es ihm klar. Es war allen klar, weil ich es oft genug gesagt hatte. Über dreißig Jahre waren seit dem ersten Treffen unserer Gruppe vergangen, daher kannten wir einander inzwischen ziemlich gut. Wir hatten auch jedes Thema unter der Sonne wieder und wieder durchgekaut. Das passiert leicht, wenn man nicht viel mit anderen Leuten zusammenkommt.

Manchmal schaue ich mich an einem Dienstagabend im Versammlungsraum von St. Agatha um und denke: *Wenn ich keinen von euch jemals mehr sehen müsste, wäre ich ein glücklicher Vampir.*

»Du hast vielleicht einundfünfzig Jahre gelebt«, fauchte Sanford, ohne sich die Mühe zu machen, sich zu mir umzudrehen, »aber im Herzen bist du noch ein Kind. Du hängst in einer Zeitschleife fest. Du denkst noch wie ein Teenager. Du benimmst dich noch wie ein Teenager.«

»Wie denn – so vielleicht?«, sagte ich und zeigte ihm den Stinkefinger. Gladys kicherte.

Father Ramón schaltete abrupt, aber seine Stimme blieb ruhig. »Jetzt kommen Sie«, ermahnte er uns. »Es reicht. Wenn Sie sich streiten wollen, dann warten Sie wenigstens bis zum Treffen.«

Da begann Sanfords Handy zu klingeln. Während er in seiner Jacke herumfummelte, drehte ich das Gesicht zum Fenster. Draußen glitten Straßenlaternen vorüber und beleuchteten die dicht an den Gehweg gerückten Häuserfronten. Durch die Lücken zwischen eingelaufenen Vorhängen und kaputten Fensterläden sah ich Fernsehbildschirme flimmern, Zigarettenrauch in Kringeln



aufsteigen und Leute eilig von einem Zimmer ins andere laufen und Türen schlagen.

Aber ich bekam nicht genug zu sehen. Das gelingt mir nie. Ich erhasche immer nur einen flüchtigen Blick auf normales Leben, dann ist es schon wieder vorbeigeflogen. Dann sitze ich wieder mit einer Horde Vampire in einem vollgepferchten Auto.

»Oh. Hallo, Dave.« Sanford hatte endlich sein Handy gefunden. »Ja. Ja. Oje. Das ist beunruhigend. Ja, ich sag's ihm.« An den Priester gewandt gab Sanford Daves Nachricht mit feierlichem Ernst weiter. »Dave sagt, Casimir antwortet nicht an seiner Gegensprechanlage. Sie haben es etwa zehn Minuten lang versucht. Dave möchte wissen, ob Sie noch einen Zweitschlüssel haben.«

»Ja«, sagte Father Ramón. Er klang besorgt. »Sagen Sie ihm, wir kommen sofort hin.«

»Hast du gehört?«, sprach Sanford wieder in sein Handy. »Er sagt, wir kommen vorbei. Ja. Na, das hoffe ich. Gut. Ja, bis gleich.« Er steckte das Handy ein.

Ich glaube, anfangs wusste keiner so recht, was er sagen sollte. Sanford schien zu überlegen. Father Ramón bog unvermittelt in eine Einfahrt ein und wendete etwas schwerfällig. Bridget sah verwirrt aus.

Ich konnte nicht einmal so tun, als sei ich beunruhigt. Ich war einfach empört. »Zehn zu eins, dass Casimir auf die Pirsch gegangen ist«, sagte ich schließlich und äußerte damit einen sehr naheliegenden Verdacht. »Ich wette, er hat schon die Zähne in jemanden geschlagen, während wir hier noch reden.«

Bumm! Gewaltiger Aufschrei. Hätte ich Gladys in Brand gesteckt, hätte ich vielleicht eine weniger heftige Reaktion ausgelöst.

»Nina!« Father Ramón schien wirklich entsetzt. »Wie können Sie so was Schreckliches sagen!«

»Du solltest nicht so über Leute reden«, protestierte Bridget. Ich konnte ihre Augen hinter der dunklen Brille nicht sehen, aber



ihr Gesicht war noch weißer als sonst. Es war fast so weiß wie ihre Haare.

Sanford drehte sich um und wies mich zurecht. »Casimir Kucynski hat nicht einen einzigen Fehltritt begangen, seit er wieder herausgelassen wurde«, erklärte er mit kalter Stimme. »Das war vor fünf Jahren. Casimir hat sich gewandelt.«

»Gewandelt?« Ich verschränkte die Arme. »Er schläft in einem Sarg, Sanford!«

»Er tut, was er kann, Nina. Casimir ist auch ein Opfer – wie wir alle.« Sanfords Ton wurde salbungsvoll. »Du weißt, dass du nicht die Einzige bist, die von Casimir infiziert wurde. Wenn die anderen ihm verziehen haben, warum kannst du es dann nicht auch?«

»Weil er ein widerlicher Kerl ist«, sagte ich, ohne Widerspruch zu befürchten. Casimir Kucynski *war* ein widerlicher Kerl. Selbst Sanford konnte das nicht leugnen. Casimir mochte sich vielleicht selbst als gewandelten, abstinenten Vampir bezeichnen, aber er war es einfach nicht. Er redete unentwegt über die »guten alten Zeiten«, in denen man sich einen Schwarzen kaufen konnte. (»Das Blut von Schwarzen schmeckt nach Fleisch«, erinnerte er sich gern, leckte sich dabei die Lippen und grinste wie ein Totenkopf.) Er machte immer die scheußlichsten Sachen mit seiner Zunge, die lang und blau war wie diese giftigen Quallen. Er hatte Augen wie Austern und Zähne wie Grabsteine.

Wenn ihr meine ehrliche Meinung hören wollt: Casimir war schon so lange ein Vampir, dass er kein richtiger Mensch mehr war. Es sind Vampire wie Casimir, die andere Vampire in Verruf bringen. Aber versucht mal, das Sanford klarzumachen. Selbst jetzt behauptet er noch, es sei wichtig, keinerlei Unterschied zwischen Mensch und Vampir zu machen. Er besteht hartnäckig darauf, dass Vampirismus nur eine andere Form des Menschseins sei – ein Vampir zu sein, sei an sich nichts Verwerfliches. Und jedes Mal, wenn ich ihm zu widersprechen versuche, hält er mir einen Vortrag über meine Einstellung.



»Wahrscheinlich ist Casimir krank«, sagte Father Ramón, der wie üblich den Friedensstifter spielte. »Wahrscheinlich schafft er es nicht aus dem Bett.«

»Gut möglich«, stimmte Sanford zu. »Er hat vielleicht eine Abwehrreaktion gegen seine Nahrungsergänzungsmittel. Das hatte er schon einmal.«

Ich hätte ihn an dieser Stelle daran erinnern können, dass Casimir auch schon mal Abwehrreaktionen hatte, weil er die Zähne in tote Ratten geschlagen hatte. Aber ich sagte nichts. Stattdessen starrte ich hinaus in die vorbeigleitenden Straßen, deren Anblick sich langsam änderte: die Türmchen, Alleen, Türklopfer, Briefkästen und eisernen Zäune wichen Schildern, Markisen, Glasfronten, Ampeln und Beton-Barrieren. Fußgänger schlenderten dahin, eingemummelt in Wintermäntel. Farbige Lichter blitzten in einer Eckkneipe auf.

Ich hob meine Sonnenbrille hoch, damit ich den Augenschmaus besser sehen konnte. Es sollte nur ein rascher Blick sein.

Aber Sanford hätte mir fast den Kopf abgerissen. »Nina!«, krächte er. »Hier sind überall Scheinwerfer! Willst du vielleicht, dass deine Augen wieder anfangen zu bluten?«

Willkommen in meiner Welt. In dieser Welt kann man nicht die einfachsten Dinge tun, ohne eine massive Blutung zu riskieren.

Mein Gott, wie hab ich das satt.





DIE LEUTE DENKEN OFT, Vampire leben in zerfallenen alten Schlössern oder Mausoleen oder weitläufigen Herrenhäusern mit Buntglasfenstern und dunkler Holztafelung. Leider ist das nicht so.

Vielleicht wäre es so, wenn alle Vampire dieser Welt Millionäre wären. Aber diejenigen, die *ich* kenne, sind gewöhnliche, arbeitende Leute und wohnen meistens eher bescheiden. Sie können sich Türme und Wasserspeier und riesige schmiedeeiserne Tore nicht leisten. Manche können sich nicht mal einen Breitbandanschluss leisten.

Dennoch zeichnet sich das Domizil eines Vampirs durch gewisse Eigenheiten aus. So mag ein Vampir zum Beispiel keine Panoramafenster. Genauer gesagt, kann er Fenster insgesamt nicht leiden. Ihr werdet also keinen Vampir finden, der in einem modernen Glaskasten wohnt, der mit vielen Oberlichtern und Luftschächten ausgestattet ist.

Aus demselben Grund sind die Fenster eines Vampirs immer gut abgedeckt. Rollläden und Vorhänge sind beliebter als Jalousien. Die meisten Türen sind mit Gummileisten gegen Durchzug abgedichtet und Schlüssellöcher oder Briefschlitze sind immer versiegelt.

Außerdem lieben Vampire einen besonderen Schlafplatz. Einen sicheren. Daher findet sich in der Behausung eines Vampirs meist eine Art Schlupfwinkel, der in normalen Wohnungen nicht oft vorkommt. So wohnt Sanford zum Beispiel in einem alten Bankgebäude und schläft im Tresorraum. Gladys und Bridget leben in einer früheren Metzgerei und schlafen im ehemaligen Kühlraum.



Sogar Dave ist es gelungen, ein winziges zweistöckiges Häuschen mit einer einstigen Dunkelkammer aufzutreiben.

Ich schlafe im Keller des großen viktorianischen Hauses meiner Mutter. Es ist eigentlich ein ganz hübscher Raum, obwohl Mum das Vorderfenster zumauern und die Tür nach draußen dichtmachen musste. Es gibt eine Menge Kellerasseln, aber sie kommen nur nachts heraus, wenn ich oben bin. Und wir benutzen einen Lufttrockner, um die Feuchtigkeit in Schach zu halten.

Aber Casimir hatte nie die Mittel für eine vampirfreundliche Unterkunft. Wir anderen haben es alle geschafft, auf die eine oder andere Weise unseren Unterhalt zu verdienen, aber Casimir war dafür immer viel zu unsozial. Er hat sich mit einer Invalidenrente über Wasser gehalten. Folglich konnte er sich nur ein Zweizimmerappartement leisten. Ein *billiges* Zweizimmerappartement.

Das Haus, in dem er wohnte, war ein schmutziges Art-déco-Gebäude, ganz aus blutrotem Backstein, mit eiterfarbenen Simsen. Es hatte drei Stockwerke und stand auf einem schmalen Grünstreifen mit spärlichem Gras. Es gab eine separate Waschküche und eine Garage für zwei Autos.

Als wir ankamen, sahen wir Daves blauen Kombi vor dem Eingang stehen.

»Parken Sie nicht zu nah bei Dave«, riet ich Father Ramón und beugte mich nach vorne. »Das sieht leicht nach zu viel Betrieb aus. Wie ein Notfall oder so was. Die Leute könnten neugierig werden.«

»Sie hat recht«, pflichtete mir Sanford bei – was mich sehr erstaunte. »Parken Sie ein Stück um die Ecke.«

Als wir an dem Kombi vorbeifuhren, entdeckte ich Dave auf dem Fahrersitz und Horace neben ihm. Sie waren klug genug gewesen, sich ins Auto zu setzen, statt vor dem Eingang herumzulungern.

Ich sollte an dieser Stelle vielleicht erklären, dass Dave Gerace der einzige Vampir in unserer Gruppe ist, der Auto fahren kann.

